Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 101. Mittwoch, 13. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Helga atmete auf.

Die Mittagspause war nur kurz. Wieder summten die Lampen, surrte die Kurbel des Aufnahmeapparates, blendeten die grellen Strahlen der Jupiterlampen, schrie Reff, wimmerte das Klavier . . . hämmerten Arbeiter, polterten die Beleuchter . . .

Wieder warteten die Komparsen. Geduldig, gleichgültig die einen, zappelnd, nervös die andern.

Endlich kurz nach vier Uhr ging man an die Gartenaufnahmen. Ein paar kurze Szenen nur mit verschiedenen Einstellungen. Eine knappe halbe Stunde — alles war fertig!

Helga begriff es nicht, daß man deswegen acht Stunden warten mußte!

War aber froh, als sie in die Garderobe eilen und sich abschminken konnte. Tora Hayder lieh ihr etwas Fett dazu. Dann zur Kasse und das Geld geholt. Dreizehn Mark und fünfzig Pfennige . . . zehn Prozent Steuer wurde abgezogen. Es drängte sie, so schnell als möglich hier herauszukommen. Sie verabschiedete sich von Tora Hayder und strebte dem Ausgang zu. Da stand Silcher wieder vor ihr. Er mußte auf diesen Augenblick gewartet haben. Sie sah ihn an. Und in ihrem Blick war etwas, das ihm allen Mut hätte nehmen müssen.

„Wollen Sie nicht noch etwas warten? Ich bin in einer Stunde auch fertig . . . dann können wir zusammen gehen und irgendwo Abendbrot essen . . ."

„Ich danke, Herr Silcher! Ich bedaure, daß ich heute hier war . . . man hat mich bereits über die Art Ihrer Vertragsabschlüsse in Ihrer Wohnung unterrichtet! Sie haben sich da etwas in mir getäuscht . . ."

Und schnell schritt sie an ihm vorbei.

Auf dem Wege zur Straßenbahn stieg Ärger in ihr auf über sich selbst. Warum war sie trotzdem geblieben, warum hatte sie das Geld genommen? Sie hätte ja schließlich noch diesem Menschen für die Verdienstmöglichkeit danken müssen!

Sie hatte einen Tag geopfert, hatte einen Tag „gearbeitet" — ja. Aber die Sache befriedigte sie nicht. Ein fader Geschmack war auf ihrer Zunge, wie von etwas Bitterem. Und während sie dann nach Hause fuhr, war in ihren Gedanken ein fortwährendes ruheloses Auf und Ab. In den vierzehn Tagen nach der Entlassung aus dem Krankenhause schien ihr etwas anders geworden zu sein. Sie hatte plötzlich das Gefühl, sie stände losgelöst von allem, als hätte sie das Verbundensein mit der Idee dieses Jahres verloren, als bestünde nicht der geringste Zusammenhang mehr zwischen dem, was sie wollte und dem, was sie lebte. Sie erfüllte äußerlich noch die Bedingungen ihrer Vereinbarung mit Herta Bauer, aber das antreibende, das wärmende Element, das es bisher beseelte, war nicht mehr da. Irgend etwas nahm sie gefangen, ohne daß sie zu sagen vermochte, was es war. Früher das wundervolle Bewußtsein, ein Teil einer nutzvollen Welt zu sein, in der jeder unentbehrlich war — jetzt nichts als ein sich treiben lassendes Wesen, dem der innerliche Glaube fehlte.

Wie kam das?

Sie sann dem bedrückenden, lähmenden Empfinden nach und fand nicht die Ursache. Fast ein wenig müde war ihr Gang, als sie an der Dresdener Straße ausstieg und die Annenstraße hinunterschritt. Freudlos.

Das Haus betretend, versuchte sie gewaltsam, den Druck abzuschütteln. Es war ja Unsinn, sich von einer Stimmung unterkriegen zu lassen. Es war das sicher nur die Nachwirkung des unangenehmen Erlebnisses dieses Tages.

Zu ihrer Überraschung fand sie Frau Glaser allein. Mit rotgeweinten Augen. Da fiel ihr ein, daß ja heute wieder Freitag war. Daß Glaser längst hätte daheim sein müssen. Es war schon über halb sieben. Sollte er sein Versprechen gebrochen, der Verführer doch wieder Macht über ihn gewonnen haben?

„Ich habe es geahnt!" schluchzte die junge Frau. „Einmal ging es gut . . . aber den Theuerkauf ließ es nicht schlafen, bis er ihn doch wieder herumkriegte!"

Helga wußte in der ersten Minute nicht, was sie sagen sollte. Überall dasselbe, ging es durch ihr Hirn. Menschen gegen Menschen, die sich gegenseitig herunterzerren, gegenseitig beschmutzen, anstatt sich zu helfen, einander zu stützen!

Da kam ihr plötzlich ein Entschluß.

„Wissen Sie, wo die — Kneipe ist, in die dieser Mensch Ihren Mann immer schleppt?"

Frau Glaser nickte trübe.

„In der Neuen Roßstraße . . ."

„So! Stehen Sie auf, Frau Glaser . . . wir werden jetzt diese Kneipe aufsuchen und dem Theuerkauf zeigen, daß wir doch die Stärkeren sind!"

Erschrocken sah sie jene an.

„Sie wollen . . ."

„Haben Sie Angst?"

„Mein Mann läßt sich wieder von ihm beeinflussen und macht mir dann Vorwürfe, daß ich ihn in den Augen seiner Kollegen herabsetze!"

„Wichtiger müßte ihm sein, sich nicht in Ihren Augen herabzusetzen!" rief Helga ärgerlich aus und fühlte doch gleichzeitig fast so etwas wie eine Welle der Erleichterung ihren Leib durchrinnen, von der alle unangenehmen Eindrücke des Tages hinweggespült wurden. „Aber kommen Sie . . . lassen Sie das einmal meine Sorge sein! Nicht Sie sollen ihn ja aus der Höhle des Löwen herausholen, sondern ich! Und verlassen Sie sich darauf, er wird mitkommen!"

Noch war ein leises Zögern in Elli Glaser, so gern sie auch der Aufforderung Helgas an sich Folge leistete. Den kleinen Erich zwischen sich, gingen sie.

„Dieser böse Geist scheint wirklich mehr Einfluß auf Ihren Mann zu haben, als ich glaubte!" sagte Helga unterwegs. „Das heißt, liebe Frau Glaser, man könnte Ihnen den Vorwurf machen, zu wenig um den [illegible] Ihres Eheglücks gekämpft zu haben. Ich an Charitas Stelle würde mit Händen und Füßen und, wenn nötig, gemüßte, auch mit den Zähnen meinen Mann a[illegible] Klauen Mephistos befreit haben!"

Frau Glasers Augen hatten wieder den ängstlichen scheuen Schimmer.

„Sie wissen nicht, wie ich gebettelt und gefleht habe .... ich glaubte immer, er würde von selber einsehen, wohin das führt!"

„Ich denke mir, es gibt Männer, bei denen Betteln und Flehen nichts hilft. Die muß man gewaltsam packen und einsperren . . . bildlich natürlich nur, um sie vor Versuchungen zu bewahren. Ihr Mann ist ein bißchen willensschwach . . . da müßte Ihr Wille um so stärker sein! Aber ich fürchte, auch Sie haben nicht das Zeug dazu. Das Beste wäre in diesem Falle, Ihr Mann hört dort in der Druckerei einfach auf, damit er ein für allemal dem Einfluß Theuerkaufs entzogen ist!"

„Das . . . das . . . dann wäre er ja arbeitslos! Und heute . . . Sie wissen ja, wie schwer es heute ist, eine andere Beschäftigung zu finden!"

„Na, wir werden ja sehen!"

Sie hatten die Kneipe erreicht. Helga bemerkte, daß Elli Glaser ein wenig zitterte. Wohl war auch ihr nicht in ihrer Haut bei der Vorstellung, jetzt da hineinzugehen und einen Mann herauszuholen, der sie im Grunde nichts anging . . . vielleicht Spott und Hohn ausgesetzt zu sein. Aber sie drängte das leise Bangen zurück. Sprach noch einige beruhigende Worte zu der jungen Frau und betrat entschlossen die Gaststube.

Lärm umfing sie. Von irgendwo gröhlte eine Stimme. Tabaksqualm wogte in dichten Schwaden ihr entgegen. Ein paar Männer, anscheinend Kutscher, standen am Schanktisch, andere saßen an ungedeckten Tischen.

Ihr Erscheinen erregte einiges Aufsehen.

Das Unbehagen verstärkte sich. Am liebsten wäre sie wieder umgekehrt. Da hatte sie den Gesuchten schon entdeckt. An einem hinteren Tisch saß er mit einigen anderen Männern zusammen und führte gerade ein Gläschen mit Schnaps zum Munde.

Er ließ das Glas fast fallen, als sie plötzlich vor ihm stand und starrte sie an wie einen Geist.

„Fräu . . . Fräulein Wendhus?" stotterte er und warf einen scheuen Blick zu einem ihm gegenübersitzenden Manne hinüber. Der war jung wie er, hatte aber in seinen Zügen etwas von dem, was sich Helga bei ihm vorgestellt hatte. Etwas Wüstes, Intrigantenhaftes.

Sie riß sich zusammen.

„Ich wollte Sie bitten, Herr Glaser, mit mir nach Hause zu kommen. Ich suche Sie hier auf, weil ich nicht länger mitansehen kann, wie Ihre Frau leidet und weint. Wenn Sie es können, sind Sie nicht wert, eine solche Frau zu besitzen! Denken Sie daran, was Sie mir versprochen haben!"

„Halloh, Fritze, du bist wohl Bijamiste?" lachte Theuerkauf, Helgas Gesicht mit einem unsauberen Blick umfassend. „Und so was Pickfeines noch dazu! Kommen Sie, Fräulein, setzen Sie sich hier an meine grüne Seite und trinken Sie eins mit uns zusammen."

Helga sah verächtlich über ihn hinweg. In ihrem Blute kochte der Zorn.

„Lassen Sie mich in Ruhe, Herr! Sie sollten sich schämen, anständige Männer in Ihr versumpftes Leben zu locken! Arme Frauen unglücklich zu machen! Wenn Sie schon kein Gewissen haben, um zu erkennen, wie gemein das ist, so wagen Sie es wenigstens nicht, auch noch mich mit Ihren Anpöbeleien zu besudeln!"

„Oho!"

„Au Backe, Täse! Die is richtig!"

„Da brauchste keen Prien mehr, Mensch!"

„Det müßte deine Olle sind, die würde dir det Saufen schon abgewöhnen, Täse!"

Alles lachte und gröhlte durcheinander. Inmitten des Lärms stand Helga Wendhus und wunderte sich selbst, woher sie den Mut nahm, unter diesen Männern Worte zu formen, die jenen zur Wut reizen mußten. Eine Blutwelle jagte über ihr Gesicht und wich fahler Blässe. Sie mußte alle Kraft zusammenraffen, um jetzt nicht davonzustürzen.

Theuerkauf gaffte sie einen Augenblick lang verblüfft an. Erhob sich jäh und trat einen Schritt auf sie zu. Seine Hand lag geballt auf der Tischplatte, drohend und furchteinflößend war seine Haltung. Er schwankte ein wenig und hatte den Glanz leichter Trunkenheit in den Augen.

„Was sagen Sie da? Sagen Sie das noch eenmal, das von Besudeln und Anpöbeln! Sie — Feine!"

Helgas Blick irrte zu Fritz Glaser, der sekundenlang wie gelähmt saß und beschämt vor sich hinstarrte. Angesichts der drohenden Haltung Gustav Theuerkaufs aber fuhr er plötzlich auf und schob sich breit vor die schlanke Gestalt Helgas. Zu wachsen schien er und hatte einen Zug von Entschlossenheit um den Mund, der sonst nie da war.

Mit raschem, doch ruhigem Griff zwang er die erhobene Faust des Kollegen herunter und sagte mit rauher Stimme:

„Täse, laß den Unsinn! Sonst kriegst du es mit mir zu tun! Das Fräulein hier meint es gut mit mir und . . . ich lasse sie nicht beleidigen!"

„Das sieht dir ähnlich!" höhnte Theuerkauf. „Unter Weiberfuchtel stehen!"

Glaser zuckte leicht zusammen, fühlte aber in derselben Sekunde Helgas Hand in der seinen.

„Kommen Sie, Herr Glaser!"

Er wandte sich mit einem Ruck und trat an den Schanktisch. Zahlte seine nicht sehr hohe Zeche und verließ mit Helga Wendhus das Lokal, ohne sich noch um die Zurufe und Spötteleien der anderen zu kümmern.

Voll Angst wartete draußen Elli Glaser mit ihrem Kinde. Sah das bleiche Gesicht ihres Mannes und wagte nicht, ihn anzureden.

Schweigend legten sie den Weg bis zur Wohnung zurück.

Hier erst nahm Helga, die sich nur allmählich beruhigte, wieder das Wort:

„Herr Glaser, Sie dürfen Ihrer Frau keine Vorwürfe machen . . . das war ausschließlich mein Wert! Sie hat sich dagegen gesträubt. Seien Sie mir nicht böse . . . Sie sagten ja vorher selbst, daß ich es gut mit Ihnen meine . . ."

Er hielt ihr zögernd die Hand hin.

„Ich muß Ihnen danken, Fräulein Wendhus . . . ich weiß nicht, wie es kam, daß ich mich doch wieder herumkriegen ließ. Ich hatte mir fest vorgenommen, es nicht zu tun und . . ."

Seine Finger spielten nervös, verlegen mit der Kante des Tischtuches. Die Zähne knabberten an der Unterlippe.

„Ich wundere mich nur, daß Sie, so ein großer starker Mann, sich von so einem moralisch verkommenen Subjekt ins Schlepptau nehmen lassen. Das ist mir direkt ein Rätsel . . ."

„Ich bin nu mal ein Waschlappen, Fräulein Wendhus!" Es sollte wie ein Scherz klingen, sie hörte aber den bitteren Ernst heraus, der darin lag.

„Das glaube ich nicht. Sie sind nur zu gutmütig und können niemand etwas abschlagen . . . und wenn Sie einmal angefangen haben, geht es weiter, um die Gewissensbisse zu töten . . . stimmts?"

Er nickte schwach.

„Ich sagte Ihrer Frau vorhin bereits, das Beste für Sie wäre es, wenn Sie die Arbeitsstelle dort verließen."

„Das wollte ich — ehrlich gesagt — auch schon, aber ich fürchte, daß ich dann wer weiß wie lange arbeitslos bin . . ." (Fortsetzung folgt.)

Nicht jede Stunde.

Nicht jede Stunde ist dir gut,
Nicht jeder Tag kann heiter sein;
Verlierst du nie den frohen Mut,
Dann fehlt auch nie der Sonnenschein.

Nicht jedes Ziel ist nah zur Hand,
Mit wenig Mühe schnell erreicht.
Doch schreite munter mit Bestand,
Dann ist der Weg dir schön und leicht.

Franz Cingia.

Der heißhungerige smarte Reporter.

Eine amerikanische Erinnerung.

Von O. Boljahn.

Schon lange Jahre vor dem Weltkriege gab es auch Hunger und Elend in den großen Städten Nordamerikas, ganz besonders aber in New York. Man rechnete Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, daß in New York durchschnittlich täglich etwa 8 Menschen eines freiwilligen Todes starben. Am schlimmsten waren die eingewanderten Geistesarbeiter und jungen Kaufleute daran „im Lande der Arbeit", wo es leider aber besonders für sie keine Arbeit gab. — Es war eine bekannte Tatsache, daß derartige Arbeitslose dann vielfach Hilfe in den Zeitungsredaktionen suchten, wo sie ihnen auch in Form von etwas money und gutgemeinten, oft wirkungsvollen Ratschlägen geboten wurde. — Wo anders bekamen sie ja leider keinen roten Cent! — Daß sie sogar selbst in den reichen und reichsten Häusern New Yorks keine Hilfe fanden, das wußte aus Gesprächen mit diesen Bemitleidenswerten u. a. auch der „chiefeditor" — Hauptredakteur — der damals noch recht kleinen World-Zeitung, kurz die „World" genannt. Desgleichen der in der Redaktion noch nicht lange beschäftigte Reporter „Jonny Fairfield". Er war Deutsch-Amerikaner und hatte sich kurz nach erfolgter Landung im Lande der „Freiheit, Gerechtigkeit und des Goldes" amerikanisiert. In Wirklichkeit hatte er „Johannes Schönfeldt" geheißen. Ein feiner, guter Name. — Der chief war übrigens garnicht recht mit seinen Leistungen zufrieden, trotzdem er aber offen zugab, daß Fairfield sich die denkbar größte Mühe gab. Die Konkurrenz der großen Tagesblätter war zu schwer, zu groß.

„Fairfield", sagte er hier und da bei passender Gelegenheit, „Sie hätten lieber Schauspieler werden sollen, denn ich habe es schon verschiedentlich beobachtet, daß Sie viel Talent dazu besitzen. Besonders ist Ihre Mimik groß. Sie haben Ihren Kollegen hier ja schon so manche drastische Probe davon geliefert, so starke, daß sie vor Lachen platzen oder vor Wehmut heulen wollten."

Der Reporter quittierte derartige Ratschläge seitens des chiefs stets mit einem verlegenen aber dankbaren Lächeln, denn er hatte vor der großen Tüchtigkeit und der nicht wegzuleugnenden Leutseligkeit des chiefs Respekt.

Seine Serien, also seine holydays, hatte er im Spätherbst. Es war weiter kein Wunder, daß man in dieser Zeit nichts von ihm sah und hörte. — Wo brachte er sie zu? Was machte er während seiner holydays? — Daß er sich in New York befand, war anzunehmen, nicht aber war anzunehmen, daß er sich mit seinem nur schmalen Wochenlohn in einen Luftkurort in den „Blue Mountains" oder gar in dem gewaltig teuren Luxusbad „Palm Beach" auf Florida einquartiert hatte. — Wo mochte er also stecken? — Er gab Gastrollen in dem ernsten aber interessanten Theater des Lebens. Ob mit oder ohne Erfolg, muß abgewartet werden.

Eines Tages erschien in der Fifth-Avenue New Yorks an den Hintertüren der Reichen und Reichsten dieser vornehmen Gegend ein alter zittriger Mann mit vielen von Not und Entbehrung aller Art zeugenden tiefen Falten im Gesicht. Seine gesamte Kleidung war wohl schon stark abgetragen, aber sauber und ganz. In der rechten Hand trug er einen derben Stock, auf den er sich schwer stützte, in der linken Hand ein kleines altes Körbchen. Seine bittenden alten Augen blickten so ehrlich und traurig in die Welt, daß man unwillkürlich hätte mit ihm Mitleid haben müssen, sofern man ein warmfühlendes Herz besaß. Der Alte schien bessere Tage gesehen zu haben. Und wer war dieser Bettler? — Niemand geringeres als Fairfield war es. Er hatte sich die näheren Adressen und Umstände des Aufstiegs derjenigen hier wohnenden reichen und vornehmen Leute zu besorgen gewußt, bei denen er hier um etwas Nahrungsmittel, nie aber um Geld betteln wollte. Und warum tat er das? Weil er nicht glauben konnte und mochte, daß es unter den Uppertenthousand New Yorks soviel Hartherzigkeit gab.

Allenthalben klingelte er also an den Hintertüren, die nur für „Domestiken und Händler" bestimmt waren, an, aber völlig umsonst. Entweder wurde die Türe überhaupt nicht geöffnet, oder nur ein klein wenig hinter klirrender starker Stahlkette. Allenthalben erfolgte auf seine bescheidene Bitte nur ein verneinendes Kopfschütteln, sofern man es überhaupt dazu kommen ließ und nicht schon gleich die Türe schloß. Die Dienstboten hatten ja nicht schuld, denn sie folgten nur dem Befehl ihrer Herrschaft. — Und damit holla! — —

Fairfield merkte sich sehr sorgfältig alles. Vielleicht tat es ihm eines Tages noch sehr gute Dienste. „Abwarten, und Teetrinken" hieß es auch in diesem Falle.

So ging es ihm nun Tag für Tag. Nirgends bekam er etwas. Das war ein sehr schlechter Abglanz der in den „Safes" ruhenden vielen Goldrollen, Diamanten, Perlen und Brillanten. Ferner ein trüber Reflex der gewaltig großen und festen Stahlgewölbe in der „Wallstreet".

Und doch gab es eine, wenn zunächst auch nur bescheidene Ausnahme. Die widerfuhr ihm nämlich an der Tür des Multimillionärs William Vanderbilt, der stets zu seinen Reisen nach Europa mit oder ohne Familie, die damaligen Schnellschiffe des Norddeutschen Lloyd benutzte. Er, sowie seine Familie waren auf den schönen „Vierschornsteinern" ihrer Leutseligkeit wegen ganz außerordentlich beliebt.

Also hier brachte ihm eine freundliche Hausangestellte ein „sandwich" — ein gutbelegtes Butterbrot, — in das er mit wahrem Heißhunger hineinbiß. Als das Mädchen das sah, zog sie ihn, wehmütig lächelnd, ins Haus und führte ihn nach der Küche, wo er sich an den für die Hausangestellten gedeckten Tisch setzen mußte, um nun in Ruhe eine Tasse Kaffee und einige weitere sandwiches genießen zu können.

Inzwischen hatte die gütige Spenderin die Küche wieder verlassen und war nach kurzer Zeit mit der Herrin des Hauses zurückgekehrt. Fairfield witterte sofort, daß es Mistreß Vanderbilt sei. Er erhob sich und machte der Dame eine tiefe Verbeugung. Sie schien völlig über ihn orientiert zu sein, trat an ihn heran, fragte ihn dies und das und sagte schließlich mit einladender Handbewegung: „Please, sit down and wait a moment"! (Bitte, setzen Sie sich und warten Sie einen Augenblick). Darauf verließ sie mit dem Hausmädchen wieder die Küche. Nach kurzer Zeit kehrte die „Protektorin" Fairfields wieder zurück und forderte ihn freundlich auf, mit ihr zu Mister Vanderbilt zu gehen.

Fairfield verbeugte sich artig vor dem ihm freundlich zunickenden Herrn des Hauses, und ohne erst eine Anfrage abzuwarten, gestand er sofort ganz offen seine Mistifikation und ihre Beweggründe, gleichzeitig treuherzig deswegen um Verzeihung bittend.

Vanderbildt lachte kurz fröhlich auf und sagte: „Do'nt care!" „Keine Sorge!" Dann mußte Fairfield nähere Mitteilungen machen. Vanderbilt erkundigte sich nun näher nach den Verhältnissen der „World" und wunderte sich über die geringe Auflage desselben. Er lobte die Gesamtaufmachung. Er las die Zeitung selbst.

Fairfield erklärte, „die recht schlechte Finanzlage sei daran schuld. Man könne sich keine Spezialberichterstatter, keine Kabeltelegramme und anderes mehr leisten".

Vanderbilt dachte einige Augenblicke nach und erwiderte dann:

„Well, Mister Fairfield! Ich interessiere mich sehr für die „World" und hoffe in den nächsten Tagen den chiefeditor zu mir bitten zu können."

Während Fairfield seine Bittgänge erfolglos fortsetzte, hatte Vanderbilt inzwischen eine Unterredung mit dem Besitzer der World-Zeitung und dem Chefredakteur. Diese Unterhaltung endete mit einer grundlegenden großen Finanzierung des Blattes seitens Vanderbilts. Bald merkte man eine flotte Erhöhung der Auflage. — Jetzt hatte man „Ellenbogenfreiheit" und nutzte sie in glänzender Weise nach den verschiedenen Richtungen hin aus.

Es muß hier aber noch nachgeholt werden, daß Vanderbilt noch in der letzten Minute, als er die kurze Unterredung mit Fairfield hatte, ihn zwischen Angel und Tür gefragt hatte, ob er denn wirklich so hungrig gewesen sei, daß er, noch auf der Straße stehend, so wild in den sandwich hineinbiß?

Der Reporter antwortete ganz offen: „Yes, Mister Vanderbildt, I was very hungry, because I had not yet my breakfast. Only a cup of coffee," (Jawohl, Herr Vanderbilt, ich war sehr hungerig, denn ich hatte noch nicht gefrühstückt und nur eine Tasse Kaffee getrunken.)

Eines Tages ließ der chief Fairfield zu sich kommen und teilte ihm im Einverständnis mit dem Boß (Besitzer des Blattes) und Herrn Vanderbilt mit, daß man sich entschlossen habe, zwecks Hebung der Auflage usw. ihn, Fairfield, eine „Reise um die Welt" machen zu lassen, von der er dann immer auf schnellstem Wege fortlaufende, interessante möglichst reichillustrierte Berichte einsenden solle.

Der Reporter war hierüber so beglückt von dieser Aussicht, daß er sich einen Augenblick vergaß und einen Luftsprung über seinen Stuhl machte, worüber der chief herzlichst lachte.

Fairfield machte die „Weltreise" und sandte fortlaufend so überaus interessante Berichte, daß die Auflage fortlaufend rapide stieg. Schon lange bevor er die Weltreise beendet hatte, war die Auflagenhöhe bis weit über 300 000 gestiegen. Schuld daran war die Smartheit des Reporters und auch der große Heißhunger, mit dem er in den sandwich hineinbiß, wodurch er das große Mitleid der Hausangestellten erregte.

Vanderbilt, der sehr viel Gutes im Sinne der Charitas tat, aber nicht immer Dank und Freude daran erlebte, genoß in diesem Falle nur größte Freude.

Kanarienvögel.

Erzählung von Kapitän **Christian Andresen.**

Wer sich nicht zu helfen weiß, der ist nicht wert, daß er in Verlegenheit kommt. Dies ist eine alte Redensart. Sie wird besonders gern von Seeleuten angewandt, wenn diese bescheiden eine Anerkennung zurückweisen. Trotz sonstiger Vorzüge ist der vielfach stille und eigenbrödlerische Seemann in Rede und Gegenrede nicht immer schlagfertig. Fällt bei ihm aber schnelle Entschlossenheit des Handelns mit Schlagfertigkeit der Rede zusammen, so haben wir einen Mann, der seinen Weg im Leben macht, und außerdem meistens noch ein seemännisches Original vor uns. Ich will erzählen, wie solch ein Mann sich aus einer verzwickten Klemme heraushalf.

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts stellte sich die Seefahrt mit Riesenschritten von Segelschiffen auf Dampfer um. Die Leiter der Dampfergesellschaften waren selten noch die Besitzer der Fahrzeuge, sondern meistens Angestellte der Unternehmungen, und wurden Direktoren genannt. Die Direktoren waren selbstverständlich bestrebt, ihre Umsicht und Sorge für das Wohl des Unternehmens zum Ausdruck zu bringen. Sie erließen ein neues Gebot nach dem andern, untersagten und verboten den Kapitänen und Mannschaften allerlei, was durch Gewohnheit im Laufe der Zeit zur Selbstverständlichkeit geworden war. Der Kontakt zwischen Reedereileitung und Schiffsleitung verlor das traditionell Patriarchalische, es entstand das bisher unbekannte Verhältnis von Vorgesetzten und Untergebenen.

Einst erließ ein Kaiser von China, der doch etwas für seine Unsterblichkeit tun wollte, ein Gesetz, das verfügte, daß kein Frauenfuß länger als fünf Zoll sein dürfe. So auch ein Direktor einer Dampfergesellschaft. Er erließ den Befehl, daß Schiffsangestellte in Zukunft keine lebenden Tiere mit in die Heimat bringen dürften. Zuwiderhandlungen sollten schwer, unter Umständen sogar mit Entlassung geahndet werden. Dieses Gesetz sollte den Aktionären die besondere Peinlichkeit des besagten Direktors in der Wahrnehmung ihrer Interessen recht deutlich vor Augen führen. Das einzige wirkliche Ergebnis des Verbots bestand in Mißstimmung der Schiffsbesatzungen und Versuchen, es zu umgehen.

An einem schönen Sommerabend kam der „Seeadler", ein Dampfer der Gesellschaft, im Heimathafen an. Am nächsten Morgen kamen die Schiffsinspektoren der Reederei an Bord, um alles zu überholen und peinlich nachzuprüfen. Der alte Proviantinspektor, Kapitän Uhl, Vadder Uhl genannt, begab sich nach dem Proviantraum, wo der Küper ihn erwartete. Die Bestandlisten wurden recht umständlich mit den Restbeständen verglichen. Der Verbrauch wurde nicht sonderlich beanstandet, die Sauberkeit und Ordnung im Proviantamt wurde als einwandfrei festgestellt. Da zum Schluß legte Vadder Uhl sein Gesicht in strenge Falten, sah den Küper scharf an und sagte: „Küper, Sie kennen die Vorschriften der Reederei?"

„Jawohl, Herr Inspektor!"

„Sie wissen, daß Sie keine lebenden Tiere mitbringen dürfen?"

„Jawohl, Herr Inspektor", stotterte der Küper.

„Küper, Sie haben Tiere mit, hinterm Verschlag höre ich es kratzen und lärmen."

„Es sind nicht meine Tiere, Herr Inspektor, sie gehören Herrn Blohm."

„Wer ist Herr Blohm?"

„Unser Dritter Offizier."

„Küper, lassen Sie den Dritten Offizier herholen."

Der Gehilfe des Küpers eilte, den Dritten Offizier zu rufen. Einige Minuten später stand dieser, ein Koloß an Wuchs und Körperumfang, im Proviantraum und begrüßte Inspektor Uhl mit einem „Guten Morgen, Herr Oberinspektor", und sah ihn treuherzig an.

Inspektor Uhl überhörte seine Beförderung zum Oberinspektor, machte ein böses Gesicht und sagte scharf: „Herr Blohm, die Vorschriften der Reederei sind Ihnen bekannt, nicht wahr?"

„Jawohl, Herr Oberinspektor!"

„Sie wissen, daß Sie keine lebenden Tiere mitbringen dürfen?"

„Jawohl, Herr Oberinspektor!"

„Herr Blohm, was ist hinter dem Verschlage?"

„Drei so ganz kleine Kanarienvögel", antwortete der Dritte Offizier verlegen lächelnd.

„Küper, bringen Sie die Tiere hierher", befahl Inspektor Uhl.

Der Küper kroch hinter den Verschlag und brachte einen großen Käfig zum Vorschein. Darinnen waren drei große, wunderschön rotblau gefiederte Vögel, die kräftig: „Aras! Aras!" schrien.

Inspektor Uhl sah sich die Vögel an, dann musterte er den Dritten Offizier, Herrn Blohm, mit höhnischen Blicken.

Diesem schienen vor Staunen die Augen aus dem Kopfe 'rauszuquellen, sein Mund war weit offen. Mit dem verwundertsten Gesicht von der Welt sah er jetzt Inspektor Uhl voll an, schlug sich mit beiden Händen auf die Knie und rief: „Junge, Junge, sind die wussen!" (gewachsen).

Inspektor Uhl sah den Dritten Offizier Blohm einen Augenblick ganz entgeistert an, dann bekam er einen Lachanfall und stolperte der Aufgangstreppe zu. Er kroch, sich vor Lachen krümmend, nach oben und verschwand über den Landungssteg an Land. An Bord ließ er sich tagelang nicht wieder sehen.

Herr Blohm war gerettet. Seine Schlagfertigkeit und sein Witz hatten ihm aus der Klemme geholfen. Er ist später auch ein Kapitän und Schiffsführer von internationalem Ruf geworden. Er war immer der rechte Mann am rechten Ort und hatte zur richtigen Zeit stets das rechte Wort.

Menschen und Mitmenschen.

Von Dr. **Fritz Valder.**

Erkenne dich selbst! Deine Mitmenschen haben dich längst durchschaut.

*

Man sollte mehr Wert auf geistige Diät legen; auch wer seine geistige Nahrung nicht ordentlich verdaut hat, fühlt sich erleichtert, wenn er möglichst bald alles wieder von sich geben kann.

*

Ich bin so entsetzlich nervös — du bist so entsetzlich nervös — er ist so entsetzlich nervös. — Mit diesem Gejammer wäre es zu Ende, wenn wir das Wort „nervös" verdeutschen würden. Nervosität ist das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit. Also in Zukunft bitte ich zu jammern: Ich fühle mich so entsetzlich unzulänglich, — du fühlst dich so entsetzlich unzulänglich, — er fühlt sich so entsetzlich unzulänglich.

*

Der Mann, der ein goldenes Armband trägt, ist immer von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt.

Die Frau, die sich ein Monokel ins Auge klemmt, ist sich — vielleicht unbewußt — der Wirkung ihrer persönlichen Erscheinung doch nicht ganz sicher.

*

Menschen, die überall dabei sein müssen, sind im Grunde naive Gemüter. Sie sind Kinder, die alles anfassen müssen.

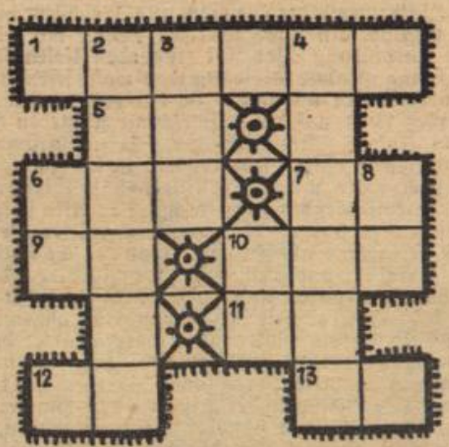
*

Gleichnamige Pole ziehen sich an, ungleiche Pole stoßen sich ab. Dieses Naturgesetz gilt auch von Mensch zu Mensch. Wenn du jemand nicht ausstehen kannst, so überlege in einer ruhigen Stunde, ob er dir seinem Charakter nach nicht eigentlich sehr ähnlich ist.

*

Es gibt Menschen, die sind wie alte Eichen; der Sturm des Lebens kann sie nicht entwurzeln. Andere sind wie das Rohr des Schilfs, auch sie kann kein Sturm knicken. Die Stärke des Rohres liegt in seiner Hohlheit.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Stadt in Thüringen. 5. Französischer Artikel. 6. Fisch. 7. Himmelsrichtung. 9. Vertrauliche Anrede. 10. Germanische Gottheit. 11. Französischer Artikel. 12. Präposition. 13. Auerochs. — Senkrecht: 2. Stadt im Vogtland. 3. Flüssiges Fett. 4. Stadt in Anhalt. 6. Zu (lateinisch). 8. Zwei aufeinanderfolgende Vokale.

Auflösung des Füllrätsels in Nr. 94: Cherbourg. Schellack. Recherche. Fischerei. Gutschein. Fleischer. Kartusche.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.